

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 63=83 (1917)

Heft: 19

Artikel: Vom Gebirgskrieg

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-33521>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

man auch Feludja besetzt und Sicherungen den Euphrat aufwärts in der Richtung gegen Hit vorgeschoben hatte, konnte an die Verfolgung eines weiteren Zieles, die Besitznahme von Samarra gegangen werden. Man hatte sich jetzt zwischen den beiden Strömen ein Gebiet gesichert, dessen Umfang ungefähr dem entsprach, das einst von der berühmten medischen Mauer umschlossen worden ist. Diese Mauer, die 6 Meter dick und 30 Meter hoch von Strom zu Strom reichte, wird Nebukadnezar zugeschrieben und bildete wie die römischen Limes und unsere Letzinnen eine Grenzumwallung zur besseren Abwehr feindlicher Einfälle. Ob die am Euphrat sichernden britischen Truppenteile der Armee Maudes entnommen oder von Basra her gekommen sind, läßt sich nicht entscheiden. Doch tut man gut, sich bei dieser Gelegenheit daran zu erinnern, daß die erste britische Expedition, die im November 1914 nach Basra gelangt war, sich bei Korna, dem Vereinigungspunkte von Euphrat und Tigris, geteilt und ein Detachement dem erstgenannten Strome entlang dirigiert hat, während die Hauptmacht dem Tigris gefolgt ist. Dieses Detachement hat dann mit türkischen Irregulären verschiedene Zusammenstöße zu bestehen gehabt, doch ist nicht ausgeschlossen, daß es sich während der inzwischen verstrichenen Zeit den Euphrat aufwärts hat arbeiten können.

Das weitere Ziel, die Besitznahme Samarras, ist durch ein Vorgehen zu beiden Seiten des Tigris und durch eine Aktion bei Istabulat erreicht worden. Dabei scheinen die nicht mehr zahlreichen türkischen Streitkräfte einen exzentrischen Rückzug gewählt zu haben, indem ein Teil derselben die Richtung auf Mosul eingeschlagen, während ein anderer Teil, nach englischem Bericht das 13. Korps, dem Flußlauf des Adjem gefolgt ist, der östlich von Samarra in den Tigris einmündet. Die britische Verfolgung hat in beiden Richtungen schon eingesetzt und ist nördlich über Samarra hinausgelangt. Die Armee Maude hat damit bereits jene Pfade betreten, auf denen Xenophon im Jahre 401 v. Chr. nach der Schlacht bei Kunaxa seine Zehntausend zurückgeführt hat. -t.

Vom Gebirgskrieg.

(Fortsetzung.)

Das heute so wichtig gewordene indirekte Schießen muß eine gewaltige moralische Wirkung hervorrufen. Wenn man den Gesang der schweren Granaten hört, erzählt Strobl, dann versinken alle gemütlichen Erinnerungen plötzlich, dann weiß man, daß man nicht auf dem Schießplatz des bürgerlichen Schützenvereins ist, sondern in einem Krieg, der sein mordendes Rüstzeug auch in die Berge mitgeschleppt hat und rücksichtslos ausnützt um den Gegner zu vernichten. Es beginnt mit einem Surren, wie wenn ein Knabe ein Holz an eine Schnur gebunden hätte und schnell im Kreise drehte. Das Surren steigert Kraft und Höhe des Tones, wird zu einem Sausen und Pfeifen, als brause ein Schnellzug heran oder wettete eine Lawine herab. Man schaut unwillkürlich empor um den Bogen zu sehen, den dieser Ton zwischen den Bergspitzen und den Wolken beschreibt. Man glaubt, die Bahn des Geschosses müßte in den Himmel eingezeichnet sein, müßte wie eine gebogene Rute zwischen Fels und Fels eingeklemmt

stehen oder wie die feurige Kurve einer Rakete. Aber ehe man sich noch gesagt hat, daß es unmöglich ist, diese Bahn zu sehen, reißt ein Krachen in der Tiefe den Blick herum. Eine Wolke steigt auf, weiß und schwarz, Qualm von Gasen, Erdreich und zersplitterndes Gestein. Sie bäumt sich empor, steht, böse und gefleckt, wiegt sich, sinkt zusammen und zernebelt in einem grauen Schleier, der noch lange über Felsen und Bäumen liegt. Den Abschluß hört man nicht. Der findet irgendwo statt, wohin weder Auge noch Ohr reicht, auf fernen Sätteln, auf Kämmen und in Scharten, weit drüben hinter den Mauern der Kalksteinberge, hinter dem Massiv vor uns, im Schutze der wundervoll aufgetürmten zackigen Gipfel. — Wie sie ihre Geschütze da hinaufgebracht haben mögen, ist unvorstellbar. Wir und sie, denn auch unsere Kanonen, Haubitzen und Mörser antworten aus Höhen, die schon von unbeschwerten Menschen schwer zu erklimmen sind, die in Friedenszeiten zu ersteigen unter Touristen als Leistung galt. Fünf bis sechs Tage müssen Menschen und Tiere alle Kräfte anspannen, um die Geschütze, in einzelne Teile zerlegt, an ihren Platz zu bringen . . .

Wir gehen einen Berghang entlang, einen schmalen Pfad, auf einer Schutthalde. Der führende Hauptmann geht sehr schnell, zwingt uns rasch zu folgen. Drüben das Werk auf seinem Vorsprung. Nichts regt sich, es liegt still in der Sonne, als ob kein lebendes Wesen darinnen sei. Eine Granate kommt heulend, platzt, diesmal ist Wolke und Gebrüll eins, so nahe sind wir schon. Eisen klirrt gegen meine Bergschuhe. Ein kleines Bruchstück aus einem Granatenbauch. Fliegen die Trümmer auch bis hierher? Jetzt verstehe ich, warum der Hauptmann so sehr über die offene Halde hastet . . .

Die moralischen Eigenschaften und psychischen Grundlagen für die Bezwingung der Anforderungen des Gebirgskrieges scheinen sowohl den Italienern als auch den Oesterreichern, soweit es sich wenigstens um Bergler handelt, in hohem Maße zu eignen. Wenigstens spricht, was wir bisher vernommen haben, dafür. Graf Scapinelli meint: Die gute Stimmung der österreichischen Landwehr ist schon sprichwörtlich geworden. Sie fürchten nichts und wagen alles. Dazu sind sie hervorragend praktisch veranlagt. Ein nettes Stücklein wird von einem Landwehrmann erzählt, der sich zu helfen wußte. Bei einem heißen Kampf war die Munition für die Gewehre schon fast ganz ausgegangen und die Sache konnte dadurch gefährlich werden. Da läuft ein Landwehrmann rasch den Berg zur nächsten Munitionsfassungsstelle hinab. Wohl findet er Patronen, aber wie soll er möglichst viele davon allein hinaufschaffen? Rasch entschlossen zieht er seine Hose aus, bindet die Röhren unten zu, füllt sie bis oben mit Munition, nimmt die so ausgestopften Hosenbeine rechts und links über den Nacken und läuft so beladen unbehindert zur Felsenstellung zurück. Sie wissen sich eben zu helfen . . .

Eine eigentümliche Erscheinung darf nicht zu erwähnen vergessen werden. Es gilt als Grundsatz in allen taktischen Lehrbüchern, daß der Angriff, wenn immer möglich, nicht frontal erfolgen soll, und die Gebirgstaktik insbesondere lehrt das Hinausmanövrieren des Gegners aus Stellungen durch Flankieren. Das scheint nun in der Praxis viel schwieriger zu sein als der Theoretiker je hätte

vermuten können, wenigstens melden zwei meiner Gewährsmänner übereinstimmend, daß nach ihren Erfahrungen meist nur frontal angegriffen werden könne. Gobsch schreibt: Der Gebirgskampf hat einen gänzlich anderen Charakter als der Kampf in der Ebene oder im Hügellande. Hier kann der geschlagene Gegner meistens nicht nach wenig Kilometern den Rückzug einstellen und das Gefecht erneut aufnehmen. In den Vogesen liegen die Verhältnisse anders. Ein günstiger Abschnitt, ein hoher Paß erhebt sich nach dem andern und kann mit geringen Kräften leicht verteidigt werden. Ist der Feind aus der einen Stellung herausgeworfen, so findet er nach tausend Metern einen gleich guten Abschnitt. Fast immer muß frontal angegriffen werden. Umgehungen der feindlichen Flügel lassen sich im Gebirge schwer durchführen, da nur wenige gute Wege vorhanden sind und diese auch vom Feinde mit schwachen Truppen bequem zu sperren sind. Droop schreibt aus dem nämlichen Gebiet: Dem Feinde ist auch hier nur durch Frontalangriffe beizukommen, da Umgehungen bei der Mannigfaltigkeit der Gebirgskegel fast überall unmöglich sind . . .

Eine schwere Aufgabe stellt der Gebirgskrieg dem Verpflegungswesen und dem Nachschub oder wie jetzt häufig geschrieben wird: an Kriegswirtschaft und Verwaltungstechnik. Was z. B. in einem ressourcenarmen Gebiet vorgekehrt und geleistet werden muß, zeigt uns ein „Reisebrief vom Balkan“, den Dr. K. Weber dem „Berner Tagblatt“ geschrieben hat und dem folgendes entnommen ist:

Zwei größere kriegswirtschaftliche und verwaltungstechnische Anlagen für das okkupierte Gebiet können wir bereits in Cattaro studieren, das Wasserwerk und die Seilbahn. In den schwarzen Bergen fehlt der Wald fast vollständig, und das hat, von der Zeit der Schneeschmelze abgesehen, eine große Wasserarmut zur Folge. Direkt im Anschluß an die Eroberung des Lovcen mußte eine Wasserleitung auf die 1000 Meter hohe Stellung geschaffen werden, sonst hätte die Gefahr bestanden, daß nach erfolgreichem Waffengang der Lovcen wegen Mangels an Wasser für Mann und Roß wieder hätte geräumt werden müssen. Schon zu Kriegsbeginn, als noch kein Mensch ahnte, daß Oesterreich bei kommender Gelegenheit sich der wichtigen Höhe bemächtigen wolle, war das Pumpwerk angelegt worden; rasch folgte dann der Ausbau des Werkes, und seine Vorteile genießt nun selbstverständlich auch die montenegrinische Zivilbevölkerung, deren Lebenshaltung ganz und gar auf die wirtschaftliche und organisatorische Leistungsfähigkeit der Eroberer angewiesen ist.

Schmal ist der Kanal der Zufuhr, der Oesterreich-Ungarn mit Montenegro und Albanien verbindet: bosnisch-herzegowinische Schmalspurbahn bis Zelenika am Busen von Cattaro, Seeweg von Zelenika bis Cattaro und als weitere Fortsetzung die Lovcenstraße. Aber diese genügt allein nicht, und es ist deshalb eine sehr leistungsfähige Drahtseilbahn von Cattaro nach Cetinje gebaut worden; zu ihrer Vollendung genügten zwei Monate. Erstaunliche Mengen von Eisenbestandteilen mußten in dieser Zeit durch animalische Kraft in die Felsen hinaufgeschafft werden; denn 13 Stationen zum Ueberladen von einem Drahtsystem auf ein fortsetzendes sind errichtet worden. Jedes Drahtseilbahnhöfchen bedeutet eine maschinell einge-

richtete Ansiedelung. Die tägliche Leistung der Drahtseilbahn entspricht einem Güterzug von 12 bis 16 Wagen.

Fügen wir gleich noch bei, wie der Verkehr von Cetinje aus weitergeht. Montenegro besitzt außer einem Bähnchen zwischen Antivari und Virbazar keinen Schienenstrang; dieses Verkehrsmittel kommt aber, als kurzes Teilstück, das überdies wegen der Seesperre keine Bedeutung hat, nicht in Betracht. Deshalb bleibt nur das Lastauto übrig, und bis dieses in Funktion treten und Ausgiebiges leisten konnte, mußten die Straßen instand gestellt werden. Bis Podgoritza, Rjecka, Danilovgrad und einige andere, nicht zu abgelegene Ortschaften, rattern die Kraftwagen; weiter hinten müssen Ochsen gespanne aushelfen. Und damit ist erst Montenegro bedient und es bleibt noch das ausgedehnte albanische Gebiet mit Lebensmitteln für Volk und Militär, mit Saatgut, mit landwirtschaftlichen Maschinen und verschiedenem andern zu versehen. Vergessen wir nicht, daß auch fortwährender Verkehr von Militärpersonen zu bewältigen ist, von der albanischen Front bis zum Busen von Cattaro. Noch einmal bildet von dem malerischen Rjecka aus der Skutarisee eine Wasserstraße, und dann beginnt ab Skutari wieder der Kraftwagen-dienst. Nach Alessio führt eine Feldbahn auf Schienen, von Pferden gezogen. Mit dem Schienenlegen kam aber das österreichisch-ungarische Militär nicht weg: durch ausgedehntes Ueberschwemmungsgebiet war ein starker Damm zu erstellen.

Doch wir sind erst in Cetinje. Weit, weit auseinander liegen die Ortschaften. Unwirtlich, unheimlich, dazu gegenwärtig noch bitter kalt ist die Cernagora (wie Montenegro in der Sprache seiner Bewohner heißt). Ihre Bevölkerung steht nicht im dritten Kriegsjahr, wie Oesterreich - Ungarn, Deutschland und die größern ihrer Gegner, sondern hatte schon beim Ausbruch des Weltkrieges die beiden Balkankriege hinter sich. Und somit hat hier oben Oesterreich-Ungarn nicht einfach einen besiegten Gegner in seine Verwaltung zu nehmen; es muß einem armen Patienten auf eine Zeit von ungewisser Dauer Lebensäfte spenden und schwimmt doch selbst nicht in Ueberfluß.

Aus dem Karpathenkrieg (Uzsokerpaß Ende März 1915) erzählt Major Tanner im 1. Band seiner „Frontberichte eines Neutralen (Polen und Karpathen)“, die bei August Scherl G. m. b. H. in Berlin erschienen sind:

Der Nachschub erfolgte außer vermittlels der bosnischen Pferdechen, den Mujos, nicht zu wechseln mit dem Esel oder Maultier, durch Ochsen gespanne, durch Autos, dann durch die Feldbahn, eine Pferde- oder Ochsenbahn. Kaum waren die Russen vertrieben, begannen die Techniker Szurmays mit der Reparatur der eingeleisigen Normalbahn. Bald waren die kleinen Brücken und ein Teil des obersten langen Viadukts durch Holzbau wieder fahrbar gemacht, denn die Schäden waren nicht bedeutend.

Anders der von den Oesterreichern selber zerstörte Viadukt. Man ließ ihn seitwärts liegen und baute eine neue Linie von einigen hundert Metern in das Tobel hinein, aus dem man mittels Spitzkehre heraus und auf den Paß gelangt. Und droben haben die „Techniker“ — lauter Infanteristen — die Dampfsäge wieder in Betrieb gesetzt, Kon-

servenbüchsen sind Oeler, Pickel sind Hebel und Gurten Treibriemen geworden, mit überschüssigem Dampf wird eine Badeanstalt geheizt; und die geflickte Schwebebahn befördert zehn Kilometer weit ins nächste Tal, an den rechten Flügel Proviant und Material in idealer Weise. Die Augen dieser Genies leuchten, und es erfüllt mich mit Freude, zu sehen, wie hier die einfache Infanterie alles improvisiert, erfindet, schafft, und wie Offizier und Mann fortgesetzt neue Ideen hervorbringen, um dem Ganzen zu dienen. Anfänglich war die Straße der einzige Verkehrsweg. Fünfhundert Dragoner hatten die Trainordnung Tag und Nacht aufrecht zu erhalten, so überlastet war die Straße . . .

Ganz neue Verhältnisse sind zumteil in den österreichischen Alpen geschaffen worden, neue Probleme sind erstanden, aber auch praktisch gelöst worden. Strobl weiß uns darüber interessantes zu erzählen: Im einfachen Wirtshaus neben der Baumbach-Hütte nehmen wir einen feldmäßigen Imbiß ein, Konservensulz mit einem konzentrierten Essig, der höllisch scharf ist, Konservenleberpastete und roten Wein. Man verleumdet diesen Wein durch den Namen „Etappensäure“; ich kann aber nur sagen, daß ich in sehr, sehr vielen vornehmen Gasthöfen in Friedenszeiten weit ärgeres getrunken habe. Vom reichlichen Mahle gesättigt, gehen wir weiter und treffen auf einen neu entstandenen Weiler . . . Demnach muß die Verpflegung gar nicht so schlimm sein im Alpengebiet! Unser Gewährsmann fährt weiter: Hier sei ein Proviantamt, erklärt uns der lebenswürdige Hauptmann. Lebensmittel für zwei Tage seien hier beständig aufgestapelt. Sie kommen über diese Scharte, werden hier aufbewahrt und, da sie sich in beständigem Abfluß dort hinauf befinden, immer ergänzt, ein modernes Faß der Danaiden . . . Ueberall hat man umfassende Versuche mit neuen Konservenarten angestellt, worauf die bewährten alsdann in großen Massen hergestellt und durch die Etappen in die Reserveproviantlager gebracht, magaziniert werden. Das scheint auch in anderen kriegführenden Ländern, insonderheit im Gebirgsgebiete der Fall zu sein: „Alles wird hier zum Problem“, fügt der Hauptmann bei, „die Brotbeschaffung für die vordersten und obersten Schützengräben zum Beispiel. Früher wurde das Brot, das wir in der Gebirgsbäckerei backen, in Säcke verladen und auf Tragtieren fortgeschafft. Es muß aber mehrere Male umgeladen werden, wandert auf dem Rücken von Trägern zu einer Sattelstellung empor und wieder in eine Schlucht hinab. Von da geht es oft ein zweites Mal auf Tragtieren zur Höhe und noch einmal auf Menschenschultern bis zu den höchsten Gipfeln. Was bekommt der Soldat? Keinen Brotlaib mehr, sondern ein paar Handvoll Gebrösel, das er in seine Mütze fassen kann. Problem! Man muß sich irgendwie helfen. Wir haben Gelatine in den Brotteig getan, die die Masse zusammenhält. Und wir haben die fertigen Laibe in strohgeflochtene Körbe fest verpackt, in denen sie dem Rütteln und Schlagen standhalten können.“ Doch der Erfolg war gering. So kam man schließlich, als alle diese Vorkehrungen nicht zum Ziele führten, auf den Gedanken, die Bäckereien so weit wie möglich nach vorne zu legen und das Mehl weiter zu transportieren als man das nach den Vorschriften tun sollte. Es entstand die Hochgebirgsbäckerei. Strobl hat ihr einen Besuch abgestattet:

Es riecht nach Brot. Alle Bäckereien rauchen von gutem harzreichem Holz. Die Bäcker stehen mit entblößtem Oberleib vor den Trögen und kneten einen Teig, aus dem ein viel, viel besseres Brot werden soll als es das Hinterland kennt. Kalter Gebirgswind fegt durch die Spalten der Bäckereizelte und trifft die nackten, von Schweiß glänzenden Leiber der Bäcker. Auch hier, bei dieser friedlichsten aller Kriegsarbeiten, wird Gesundheit und Leben eingesetzt. Jeder, selbst der bescheidenste Dienst erfordert in den Bergen Entsagung, Opfermut, stilles Heldentum . . . Ist es der Geruch von frischem Brot, der uns die Zuversicht gibt? Hat Zuversicht auch einen Geruch? Nicht umsonst spricht man — geistlich und geistlich vermeint — vom Brot des Glaubens. Der Geruch der im Menschiendienst veredelten Erdfrucht senkt sich in unser Unterbewußtes und weckt hier Glaube und Zuversicht . . .

Alles wird zum Problem, schreibt Strobl an einer anderen Stelle. Alles, das Einfachste und Selbstverständlichste, muß noch einmal von Grund auf umgedacht werden, alle Bedingungen des Krieges erfahren hier Verwandlung und Anpassung an neue Lebensformen. Geniale Begabungen haben plötzlich ein Neues, das Richtige, hervorgebracht? Wer ist der Militärintendant Eduard Pöschke? Das ist der Mann, der die Kochkiste erfunden hat, die Gebirgsbäckerei, den kleinen Schwarmofen für die Schützengräben im Gebirge, die Tränkfäßchen aus Fiber, die bei neun Kilogramm Gewicht 36 Liter Flüssigkeit fassen. Man muß sich diesen Namen merken. Er nennt einen Wohltäter und Retter von Hunderttausenden, einen von den Bescheidenen hinter der Front, die nicht minder als der Heerführer, dessen Namen in aller Leute Munde ist, den Krieg gewinnen helfen . . .

Gewisse Nahrungsmittel erfreuen sich nicht nur in unseren Gebirgseinheiten, sondern überall besonderer Beliebtheit. Ich schließe das aus einer Bemerkung bei Droop: Die Heimat deckt uns unseren Frühstückstisch. War das ein Schlemmen: Brot und Speck und Kirsch. Ja, Speck, ich singe dir ein Jubellied, du süßer Tröster aller matten Seelen. Und würzige Maggisuppendämpfe steigen auf . . .

Und doch wird es trotz aller Anstrengungen der Verwaltung, trotz aller Vorsichtsmaßregeln, die der Einheitskommandant trifft, oft genug so gehen, wie Strobl schreibt: Wer arbeitet, der soll auch essen. — Aber es ist dieses Krieges Eigensinn, alle Erfahrungen, geheiligten Grundsätze und alten Sprichwörter umzudrehen und unbeachtet zu lassen. Er verlangt von Tier und Mensch: Wer arbeitet, soll auch auf das Essen verzichten können. Der Landeschütze, der sich im feindlichen Feuer an einem Dolomitenzacken emporgearbeitet hat, und nun oben, zwischen Blöcken kauend, den Alpini scharfe Grüße hinüberschickt, kann sich manchmal darauf gefaßt machen, falls er seine Konserven zurückgelassen hat, auf sein Essen warten zu müssen. Er steht unter denselben Gesetzen wie das Pferd, das oft zweimal am Tage, schwer beladen, Steilwege von ein paar hundert Meter Höhe zu überwinden hat und abends fern vom Stall nur ein karges Futter findet.

(Schluß folgt.)